

(Nachdruck verboten.)

Um die Freiheit.

Geschichtlicher Roman aus dem deutschen Bauernkriege 1525.

1) Von Robert Schweißel.

Erster Theil.

Erstes Kapitel.

Es war am Vortage der heiligen drei Könige, einem Donnerstage, da man schrieb das Jahr 1525. Trotz des rauhen feuchten Nebeltages hatte sich in dem Dorfe Ohrenbach vor einer der ärmlichen Hütten eine große Menschenmenge versammelt und wick und wankte nicht. Das Dorf lag in waldbreicher Umgebung zur Rechten der Heerstraße, die von Rothenburg ob der Tauber gen Norden über die mittelfränkische Hochebene zum Main führte. Eine undurchdringliche Dornhecke umschloß das Dorf, und auch der Friedhof war durch eine starke Mauer aus Feldsteinen befestigt. Die Gassen liefen von dem Dorfplatze bei der Kirche trumm und winkelig zwischen den Hoffstätten der Bauern, den Holzhäusern und Lehmbütten der Hörigen und Tagelöhner hin. Die Bauernhöfe bildeten nach fränkischer Sitte geschlossene Vierecke, so daß man aus dem einstöckigen Wohnhause in die Ställe und Scheunen gelangen konnte, ohne daß man den Fuß ins Freie zu setzen brauchte. Meistens waren diese Vierecke jedoch weder gleichzeitig noch rechtwinkelig. Die Leibeigenen waren oft schlechter behaust als das Vieh der Bauern. Jedenfalls ließen die Wohnräume an Reinlichkeit alles zu wünschen übrig, hatten doch Hühner, Enten, Schweine freien Zutritt zu ihnen. Innen glänzten Bänke und Decken von Kuh; Rauchfänge gab es nur in den wenigsten Häusern, und wo solche vorhanden waren, bestanden sie aus Brettern, die mit Lehm ausgekleidet waren. Seltener noch sah man Fenster aus Glas; ein dickes, ölgetränktes Papier vertrat dessen Stelle. Die Dächer waren vorwiegend mit Stroh gedeckt, das wärmer als Schindeln hielt, und auf den Firsten fehlte ebenso wenig ein Storchnest, wie in den Grasgärten der Hollunder an der Scheunenvand. In den Grasgärten mit verkrüppelten Obstbäumen standen auch die plumpen Backöfen. Ueberall Spuren von Vernachlässigung, Verfall und Schmutz. Die Bauern saßen in Erbpacht auf ihren vor Zeiten freien Höfen, die Hörigen auf ihren wenigen Aekern in Zeitpacht. Die Geschlechter oder Ehrbaren von Rothenburg, in deren Händen ausschließlich das Regiment lag, waren bereits zu der Erkenntniß gediehen, daß die Bestellung der Felder durch verdorrte, von den Wögten zur Arbeit getriebene Leibeigene viel geringere Erträge lieferte, als die Bewirthschaftung durch Zeitpächter, die scheinbar für sich selbst schafften. Die Stadt hatte deshalb auf ihrem Gebiete, das über sechs und eine halbe Geviertmeile mit fünf und vierzig Dörfern umfaßte, ihre Hörigen zum größten Theil als Zeitpächter angesiedelt. Selbstverständlich mußten diese neben allen anderen Abgaben einen unverhältnismäßig hohen Zins entrichten, so daß ihre Freiheit im Gegensatz zu derjenigen der Leibeigenen auf den Privatgütern der Stadtherren und den Besitzungen des Adels und der Geistlichkeit in Wahrheit darin bestand, verhungern zu dürfen, wenn sie in Noth geriethen, ohne daß ihre Herren sich um sie kümmerten. Da nun der Ackerbau die wirtschaftliche Hauptgrundlage der Zeit bildete, so mußten nicht nur diese Zeitpächter, sondern der ganze Bauernstand — die armen Leute, wie man sie nannte — um so mehr bluten, je höher die Bedürfnisse und der Luxus der Herren stiegen.

Die elende Hütte, vor welcher die Ohrenbacher, Männer und Weiber, sich versammelt befanden, herbergte unter ihrem bemosten, schadhaften Strohdache den Hörigen Konz Hart. Das Haus war verschlossen, und der Mann, der vor demselben wie der Pendel einer Uhr hin und herging, erklärte das beklommene Schweigen, mit dem die Leute dastanden. Der Mann, der die auf ihn gerichteten Blicke mit dem Ausdruck eines übel-launigen Kettenhundes zurückgab, war ein Gerichtshote, des Centamtes Endsee, zu dem Ohrenbach gehörte. Er hatte übrigens außer dem schlechten Wetter noch einen anderen Grund für seine bissige Laune. Denn es war ihm von Konz Hart nicht aufgethan worden, obgleich er

im Namen des Schultheißen Einlaß gefordert hatte. Nicht einmal Antwort hatte er erhalten. Jetzt wartete er auf den Dorfschmied, nach dem er geschickt hatte. Was er von dem Hörigen wollte, erriethen die Leute nur zu gut, und manchem mochte das geheime Bangen, gleich ihm über lang oder kurz aus seiner Hoffstelle gewiesen zu werden, das Herz zusammen schnüren. Das ganze Dorf konnte es Hart bezeugen, daß er und sein Weib von früh bis spät in jedem Wind und Wetter sich geschunden hatten, um sich ehrlich zu erhalten. Und jetzt dennoch mitten im Winter erbarmungslos auf die Gasse geworfen!

„Der Dorfmeister!“ hieß es, und es war wie ein Aufathmen, als dieser von dem nahen Dorfplatze herkam. Simon Neuffer stand in der Vollblüthe der ersten Dreißig. Er war nur mittelgroß von Wuchs, jedoch breit in Brust und Schultern, und der Hals trug den edigen charaktervollen Kops in freier Haltung. Nach der Bauernsitte, welche Bart und Stiefel dem Adel ließ, war das Gesicht rasirt und zeigte frei die lange Oberlippe und den breiten Unterkiefer. Kluge braune Augen überschauten die Menge. Er war erster Dorfmeister, wie es sein Vater vor ihm gewesen, der als Wittwer im Altertheil auf dem Gehöft des Sohnes saß.

Mit ihm kam Wieland der Schmied mit einem wuchtigen Hammer auf der Schulter, der nach ihm gesandte Knecht des Amtsdieners mit Schwert und Sturmhaube, begleitete ihn.

„Ihr habet einen Befehl des Herrn Schultheißen von Endsee, den Konz Hart aus der Pacht zu weisen?“ fragte Simon Neuffer den Amtsdienner. „Zeiget ihn vor!“

„Was fällt Euch ein?“ rief jener erstaunt. „Kennet Ihr nicht den Stöckerlein von Endsee, den Exekutor?“

„Und kennet Ihr Euer Amt so wenig, daß Ihr nicht wisst, daß Ihr in den Dörfern nicht pfänden, noch sonst amtlich handeln dürft, es sei denn, daß Ihr dem Gemeinderath Eure Vollmacht gewiesen habt?“ Die Ruhe, mit welcher der Dorfmeister sprach, steifte den anderen noch mehr in seinem Hochmuth. Er peiste auf den Gemeindevorstand und alle Dorfmeister der Welt.

„Dann wird aus der Pfändung nir, und das Klügergericht nimmt Euch wegen Ungebühr gegen die Dorfoberkeit in Straf“, entschied Simon gelassen. Die Dorfgemeinden aber gaben durch die Bewegung, die sich unter ihnen erhob, ihrem Oberhaupt ihre Zustimmung zu erkennen.

„Kreuz und Hagel,“ fluchte Meister Stöckerlein, „das wollen wir doch sehen!“ und er befahl dem Schmied, die verschlossene Thür mit Gewalt zu öffnen. Dieser jedoch, dem das wirre Haar wie ein Storchnest um das beruhte Gesicht stand, blickte fragend auf den Dorfmeister, und da dieser schwieg, so rührte er sich nicht. Zum Ueberflusse rief ihm noch seine Frau zu, ein hageres, starkknöchiges Weib: „Du thust's nicht, Jakob!“ Zu den Dörfern sich wendend, fügte sie hinzu: „Wenn Ihr Männer seid, dann dürft Ihr's mit leiden, daß der Konz mit Weib und Kindern wie ein Hund aus dem Haus gejagt wird.“

Der Gerichtsdienner warf ihr einen bösen Blick zu, hielt es aber dann, dem festen passiven Widerstand gegenüber, auf den er stieß, für gerathener, das Begehren des Dorfmeisters zu erfüllen. Mit einem wüthenden Schnaufen riß er das amtliche Schreiben, das die Austreibung verfügte, aus seinem Gürtel. Während Simon es bedächtig auseinander schlug und las, schaute ihm ein jüngerer Mann mit krausem Haar über die Schulter. Es war der Gemeindefschreiber Paul Felsamer, dessen Bruder Valentin lateinischer Schulmeister in Rothenburg war.

„Um die Pfändung auszuführen, braucht's aber doch keine Gewalt nit,“ sagte Simon und gab Stöckerlein das Schriftstück an dem nichts auszufehen war, zurück. „Lasset den Konz in Ruh! Er ist doch auch ein Mensch und ich will Euch Bürgschaft leisten, daß er bis morgen früh seine Kathe geräumt hat. Der Herr Schultheiß von Berninger wird's zufrieden sein.“

Aber der Exekutor fauchte: „Nir da, gleich muß er raus. Sein Nachfolger will einziehen. Was? Seit länger als einem Jahr hat er den Pachtzins nit mehr zahlt, auch nit den Zehnten an die Kirche. Die Oberkeit und der Herr Pfarrer wollen auch leben.“

„Und wir können darüber verrecken“, schrie es aus der Menge.

„Konz, Konz, sperr' auf!“ erhob der Dorfmeister seine

Stimme. Es blieb aber alles still im Hause. Stöckerlein wiederholte seinen Befehl an den Schmied. Als dieser auf die Hausthür zuschritt, wurde es unter den Menschen so still, daß man sein langes steifes Schurzfell rauschen hörte. Meister Wieland nahm seinen Hammer nicht von der Schulter: er sprengte die Thür mit einem mächtigen Fußtritt auf. „Dazu wird einer von seiner Arbeit weggeholt“, rief er verächtlich, indem er die Schrittschritte hinunterstieg. Hinter ihm in dem Thürrahmen tauchte die von Arbeit und Entbehrung ausgegertelte Gestalt des Hörigen auf. Seine magere Faust hielt den Stiel eines Beiles umspannt, und er drohte mit funkelnden Augen: „Nimm' mir keiner zu nah, wer sein Leben lieb hat.“

„Sei nit gar so ungeschick“, rief Simon ihm zu. „Mach' Dich nit noch unglücklicher als Du bist. Deul' an Dein Weib und die Kinder!“

„Betteln können sie auch ohne mich“, erscholl die Antwort des Verzweifelten und er schwang sein Beil gegen den Knecht des Centamtes, der sein Schwert gezogen hatte.

Der Kampf konnte nur kurz sein. Der stämmige Knecht schlug dem Entkräfteten das Beil aus der Hand, packte ihn an der Brust und riß ihn mit solcher Gewalt von der Thüre weg, daß er auf der Gasse der Länge nach hinschlug. Die laute Empörung der Leute über diese Rohheit wurde von dem Jammergeschrei der Frau des Hörigen überdönt, die jetzt mit einem Säugling auf dem Arm aus dem Hause eilte. Ein etwa dreijähriges Bublein kammerte sich an ihren Rock, während ein Knabe von etwa zwölf bis dreizehn Jahren hinter ihnen sichtbar wurde, und ätzelnd, mit schreckweiten Augen auf den blutenden Vater starrte, dem die jammernde Mutter vom Boden aufzuhelfen versuchte. Die Frau war um viele Jahre älter als Konz. Sie war eine Wittve, und ihr verstorbener Mann der Vorgänger Konzes in der Pachtstelle gewesen, aus der dieser jetzt vertrieben wurde. In der Hoffnung, die durch den Tod erledigte Pacht zu erhalten, hatte er die Tochter eines Hörigen aus dem weiter nördlich gelegenen Reichardisrode, die er liebte, heimführen wollen. Die Obrigkeit aber hatte ihm die Erlaubniß dazu verweigert und ihn gezwungen, die mit einem Kinde zurückgebliebene Frau des Verstorbenen zu heirathen. Alle seine Vorstellungen und Bitten hatten nichts gefruchtet und Konz Hart mußte für ein Weib, das er nicht liebte, und ein Kind, das nicht das seinige war, das Mark seiner Knochen hergeben.

Der Gerichtsdienner und der Knecht begannen die Hütte auszuräumen und das dürftige Hausgeräth auf die Straße zu werfen. Sie bekamen dabei von den erregten Leuten manch' derbes Wort zu hören. Stöckerlein herrschte ihnen brutal zu, daß sie die Mäuler halten sollten. Damit kam er aber übel an; denn Simon Neuffer trat ihm mit den zornigen Worten entgegen: „Na, damit seid Ihr auf dem Holzweg. Ihr peiniget uns bis aufs Blut und wir sollen nicht schreien? Ich sag' Euch, wir werden schreien und sie sollen uns schon hören, die Herren in Rothenburg, verlasset Euch darauf!“

Paul Jelsamer fügte hinzu: „Wenn der Hörige schaffen soll, wie ein Stück Vieh, dann soll die Oberkeit auch dafür sorgen, daß er's kann. Wo soll der Konz jetzt im Winter Brot für alle Mäuler finden?“

„Ach! Ach! Wer kann das ändern?“ seufzte ein Bauer, dem das Haar schneeweiß um das in lauter Runzeln, Falten und Fältchen verschrumpfte Gesicht flatterte. Harte Arbeit, Alter und Rheumatismus hatten seinen Rücken gekrümmt, und er mußte sich mit beiden Händen auf einen Krüdstock stützen. Es war Martin Neuffer, der Vater Simons. Er fuhr fort: „Vor Zeiten, als wir noch eine freie Bauernschaft waren und unsere Sachen selbst in der Gemeind' richteten und schlichteten nach Zug und Billigkeit, da hätt' das einem redlichen Manne nimmer geschehen können. Aber iko ist's halt so!“

„Und der Teufel geseg'n es, Amen!“ rief das Weib des Schmiedes.

Unterdessen hatte die Frau des Hörigen, deren Thränenquell in der Wüste des Elends längst versiegt war, ein kleines Bündel, das sie wohl schon vorher bereitet hatte, aus der Hütte geholt. Konz Hart wischte sich mit dem Knelmel das Blut von der zer Schlagenen Stirn, nahm das Bübchen auf den Arm und rief laut: „Kommt!“

„Wohin willst denn?“ fragte Simon.

„In den ersten besten Straßengraben, um zu verrecken“, antwortete der Hörige mit wildem Hohn.

„Wartet noch!“ rief eine kernig schlanke Dirne mit lichtbraunen Zöpfen, indem sie sich vordrängte. „Hast Du ein Geld bei Dir, Bruder?“ wandte sie sich an Simon Neuffer. „Wir

können sie doch nicht so von dannen gehen lassen. Helfet und gebt alle um Gottes Barmherzigkeit willen!“

„Ist recht, Rätche“, lobte sie der Dorfmeister, zog seinen ledernen Beutel und legte einige Kupfermünzen in die ausgestreckte Hand der Schwester. Paul Jelsamer folgte seinem Beispiele und so kamen viele zu der hübschen Dirne, auch mancher, der sonst wohl seinen Heller festgehalten hätte; aber er schämte sich vor den Nachbarn. Andere, deren Taschen leer waren, riefen der Frau des Ausgewiesenen zu, daß sie bei ihnen vorsprechen möge, bevor sie das Dorf verließ. Die klaren, braunen Augen des Mädchens leuchteten von mitleidsvoller Freude, als sie den Ertrag ihrer Sammlung dem unglücklichen Weibe aushändigte.

„Gott vergelt's“, stammelte diese mit zitternden Lippen, indem eine leise Röthe in dem bleichen begrämten Gesicht aufstieg. Es war weniger die Röthe der Freude, als die der Scham. „Betteln!“ schlug es ihr auf das Herz. Ihr Mann schüttelte die geballte Faust gen Süden, in welcher Richtung Endsee lag und knirschte: „Aber Gott soll's auch denen vergelten, so mich wie einen Hund ins Elend hinausgestoßen, nachdem sie mir das Mark aus den Knochen gepreßt haben.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Leuchtende Blumen:

Das Leuchten der Blumen wurde zuerst von der Tochter des großen Botanikers Linné beobachtet, als sie an einem schwülen Juliabende des Jahres 1762 nach Sonnenuntergang an einem mit Kapuzinerkresse besäten Gartenbeete saß. In einem Berichte, den sie auf Veranlassung ihres Vaters der schwedischen Akademie der Wissenschaften übersandte, beschreibt sie die Erscheinung folgendermaßen: „Das Leuchten besteht in einem so schnellen Ausblühen eines Scheines, daß es nicht hastiger angenommen werden könnte. Wenn man sitzt und auf eine Stelle hinsieht, die mehrere Blüthen hat, so kann man bemerken, wie bald die eine, bald die andere ganz jählings aufschimmert oder erglänzt. Wenn man dagegen unverwandten Auges nur auf eine Blüthe starrt, so leuchtet sie nicht gerne.“ Ueber die Ursache der Erscheinung wagten Vater und Tochter keine entschiedene Meinung zu äußern; andere Forscher begnügten sich damit, sie in der „überall verbreiteten elektrischen Materie“ zu suchen.

Neue Beobachtungen über den Gegenstand erfolgten 52 Jahre später durch Haggren, der dieselbe Erscheinung auch an der Ringelblume, an der Feuerlilie und der Sammet- oder Studentenblume entdeckte. In seinem Bericht an die schwedische Akademie hebt er den Umstand hervor, daß das Leuchten nur bei feuerfarbenen Blumen und an warmen, klaren, nicht feuchten Sommerabenden vorkomme, und fährt dann fort: „Einige Blumen blühen oft in einem Zwischenraum von zwei bis drei Sekunden; bisweilen vergingen auch mehrere Minuten. Wenn mehrere zusammenstehende Blüthen auf einmal aufleuchteten, so war der Schein auf mehrere Klafter Entfernung noch deutlich wahrnehmbar. Wenn man mit unverwandten Augen auf eine oder mehrere nahe beisammenstehende Blüthen sah, erfolgte der Blick nur wenig oder garnicht, während andere Blumen daneben sehr oft die amnthige Lichterscheinung zeigten. Um mich von der Richtigkeit meiner Beobachtungen zu überzeugen, ließ ich einen Anderen zu mir treten und mit einem leichten Stoß den Augenblick bemerken, wo die Blume das Licht gab. Ich hatte das Vergnügen, jederzeit zu finden, daß derselbe in der nämlichen Sekunde wie ich das Aufleuchten beobachtete.“

In Deutschland scheint Goethe als Erster leuchtende Blumen geschaut zu haben. Als er am Abende des 19. Juni 1799 mit einem Freunde lustwandelte, nahm er in der Dämmerung bei dem Gartenmohn etwas flammenähnliches wahr; doch muß ihm die Realität der Erscheinung, da er ihrer in seiner „Farbenlehre“ nur Erwähnung thut, etwas fragwürdig vorgekommen sein. — In der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts werden dann noch folgende Lichtblumen entdeckt: die gelbe Rosenaster, die Sonnenblumen oder Sonnenrosen, an denen ein Beobachter in einer dunklen Kammer selbst bei Tage ein schwaches Leuchten bemerkte, die geruchlose Wucherblume oder unechte Kamille, die man im Nebel eines Schweizerberges in blendend phosphorischem Glanze leuchten sah, und die Nachtkerze, von deren Blüthen und Blättern der Herzog von Buckingham im Jahre 1838 ein brillantes Leuchten ausgehen und lange Zeit anhalten sah. Ein Beobachter glaubte den Lichtschein sich verstärken und den Bewegungen der Fingerippen folgen zu sehen, wenn er die Blüthen mit dem Finger strich oder schlug.

Obwohl unter den bisherigen Beobachtern leuchtender Blüthen Männer von wissenschaftlichem Nuse und geschulter Beobachtungsgabe waren, so schien die Thatsache doch nicht einmal unumstößlich festgestellt, geschweige denn erklärt zu sein, als im Jahre 1857 ein bedeutender Botaniker, Prof. Fries zu Upsala, die Untersuchung wieder aufnahm und in größtem Maßstabe durchführte. Als er am 18. Juni, 1/210 Uhr abends, im botanischen Garten der Universität einsam umherwandelte, zeigte sich plötzlich in einer isolirt stehenden Blüthe des Gartenmohns ein starker Lichtblick, und als er sich hierauf

erstaunt einer größeren Gruppe derselben Pflanze zuwendete, blickten dort gleichzeitig 3 bis 4 Blüthen. Da Fries im voraus starken Zweifel gegen die Existenz der Lichterscheinung hegte, so schrieb er diesen blitzähnlichen Schimmer anfänglich einer zufälligen kränklichen Affektion seiner Augen zu; die Folgezeit überzeugte ihn aber, daß dem nicht so sei. Am Abend darauf führte er eine Person, die nicht die mindeste Ahnung von einer derartigen Erscheinung im Pflanzenreich hatte, an den Ort, und sogleich rief diese erstaunt aus: „Es blüht aus der Blume!“ In den folgenden Abenden zeigten sich die Lichtblitze selbst bei regnerischem, trübem Wetter, aber doch warmer Luft und wurden von mehr als 20 Personen gesehen, auch bei der Feuerlilie, bei dieser jedoch schwächer als beim Nohn. Um weitere Untersuchungen anzuregen, ließ Prof. Fries einen kurzen Bericht in mehreren Zeitungen einrücken. Von 150 Leuten, die infolgedessen im Garten erschienen, sahen nur 3—4 Kurzsichtige das Leuchten nicht; auch aus Trondhjem wurde die Erscheinung bestätigt.

Fassen wir das wesentliche dieser Beobachtungen zusammen, so ergibt sich folgendes: Gewisse Blüthen, besonders die der Kapuzinerkresse, des Gartenmohns und der Feuerlilie haben das Vermögen, an warmen, wenn auch feuchten Sommerabenden, besonders im Juni und Juli, in der Dämmerung schnell vorübergehende, jähe Lichtblitze auszusenden. Nach Fries scheinen diese aus dem Grunde der Blüthe, von der Anheftungsstelle der Staubfäden zu kommen. Merkwürdig ist, daß dieses Phänomen seit dem Jahre 1857 nicht wieder beobachtet zu sein scheint; es muß also doch nicht zu den alltäglichen gehören. Ich habe in den beiden vorangegangenen Jahren häufig eigens dazu angepflanzte Stauden der Nachtkerze und der Kapuzinerkresse beobachtet, aber niemals eine Spur von Leuchten wahrgenommen; allerdings war ich während der günstigsten Zeit, im Juli, stets abwesend. Da die meisten der obengenannten Pflanzen im Garten und auf dem Balkon häufig gezogen werden, so sei den Lesern, besonders aber den Blumen liebenden Leserinnen, die Sache zur eigenen Untersuchung angelegentlich empfohlen.

Eine Erklärung des Leuchtens steht noch aus. Linné und seine Tochter überlassen es den scharfsichtigen Augen der Naturkundigen, zu untersuchen, inwiefern die Erscheinung „einem unsichtbaren Nordlichte, das in der Luft schimmere und von den schimmernden Blumenblättern reflektirt werden könne“, zuschreiben sei. Andere Forscher jener Zeit waren geneigt, die Ursache in der Elektrizität der Luft oder in der Verflüchtung des ausgeworfenen Blüthenstaubes mit den Blumenblättern zu suchen. Fries meinte, in der bei allen diesen Blüthen ziemlich übereinstimmenden Farbe müsse der Erklärungsgrund zu finden sein, und schob die Entscheidung den Physikern zu, die bis heute jedoch Nothwendigeres zu thun gehabt haben. Auch über den Zweck des Leuchtens für die Pflanze kann man nur Vermuthungen aufstellen. Bei einigen Blüthen, welche sich wie die Nachtkerze erst zur Dämmerzeit aufschließen oder ihren Honig in einem langen Sporn für sehr langrüsselige Insekten reserviren, wie es die Kapuzinerkresse thut, könnten die Lichtblitze dazu dienen, die zur Uebertragung des Blüthenstaubes und zur Herbeiführung der Fremdbestäubung geeigneten Abendmetterlinge und Nachtfalter aufmerksam zu machen. Dieselbe Erklärung dürfte auch für die Feuerlilie mit tief geborgenem Nektar heranzuziehen sein, trifft aber für den Rest der Leuchtblumen nicht zu.

Haben wir hier im Zaubergarten der Natur die mit bräutlichem Gesicht glühenden, bunten, duftenden Blumen, so fehlt es andererseits auch an den auf Blatt und Reis brennenden Funken nicht. An das andauernde Leuchten faulenden Holzes will ich nur erinnern. Es ist durch Pilzvegetation im abgestorbenen Holzkörper bedingt. Nicht die Holzsubstanz selbst, sondern nur die es durchwuchernden Myceläden des Pilzes strahlen das Licht aus und machen so scheinbar die ganze Holzmasse leuchtend. Ein ähnliches phosphorartiges Licht bemerkte der Reisende Schomburgk, als er während der Regenzeit in Südamerika am Essequibo weilte, an abgefallenen Laube. Schließlich war der Boden um das Lagerzelt herum ganz erleuchtet; nicht allein die Blätter sondern auch kleine Zweige, die auf der Erde lagen, zeigten dieses weihliche Licht. Merkwürdig ist auch das Leuchten des Hutes mehrerer Pilzarten aus der Gattung, zu der unser Champignon gehört (Agaricus). Man hat solche Lichtpilze in Afrika, Südostasien, Neuholland und Brasilien entdeckt; in Europa besitzt der am Stam Grunde der Oelbäume schmarotzende Agaricus olearius diese Eigenthümlichkeit. Die auf der Unterseite des Hutes sitzenden Lamellen oder Blättchen strahlen in der Dunkelheit ein helles Licht aus, so daß die Pilzunterseite von einem schwachen Lichtnebel umgeben erscheint. Einige Exemplare des brasilianischen Leuchtpilzes reichen aus, ein Zimmer so zu erhellen, daß man lesen kann. Dieses Selbstleuchten ist wahrscheinlich eine Anpassung der Pilze an Nachtinsekten, Schnecken und andere kriechende Thiere, die dem sanften Glanze folgend die Lamellen aufsuchen und sich dem Pilze durch Fortschleppen und Aussäen seiner Sporen nützlich erweisen können.

Zum Schluß sei noch an einen hübschen Fall unbeabsichtigter Illumination erinnert. Wie die Hautengewächse überhaupt, deren bekannteste Vertreterin bei uns die aromatisch duftende Weimraute ist, so ist auch der in sonnigen Bergwäldern heimische Diptam in allen Organen reich an ätherischem Oel, das ständig in der Luft verdunstet. Namentlich bei warmem Wetter ist die ganze

Pflanze in eine Dunstatmosfera ätherischen Oeles eingehüllt. Näher man nun dem unteren Theile der Pflanze ein brennendes Zündholz, so entflammt sich das brennbare Oel mit einer kleinen Explosion, und eine große, hellleuchtende Flamme huscht von unten nach oben über das ganze Gewächs, ohne ihm Schaden zu thun. Wir können das Feuerwert nach einiger Zeit wiederholen, und es ist nicht unmöglich, daß unter ähnlichen Umständen, wie denen, welche die Entzündung von Zrclichtern begünstigen, auch eine Selbstentflammung beim Diptam eintritt. — Hermann Berdrow.

Kleines Feuilleton.

h. Raff. Recht heiß ist es schon. Selbst im Schatten der frisch-belaubten Bäume flimmert eine ermattende Hitze. Die neuen Blätter sind schon ausgewachsen. Das Laub scheint sich vor Befagen in dem warmen Sonnenschein zu dehnen. Das Gras ist auch schon hoch, trotzdem nur hier und da leuchtende Sonnenflecken auf dem Boden liegen. Die Menschen auf dem Fußweg haben alle einen erhitzten Kopf. Die meisten gehen bedächtig. Alle ziehen die Augenbrauen herunter, auf dem trockenen, hellen Fahrweg prallen die Sonnenstrahlen auf und werfen ihr grelles Licht herüber. Eine starkbelebte Dame kommt hinter einem Herrn, der den Hut in der Hand hält. Sie trägt nichts als einen Sonnenschirm; und dennoch leucht sie lauter und heftiger, als der alte Mann, der mit einem kleinen Lehnfasz und Köpferwerkzeug kurz hinter ihr geht. Fast verzweifelt sieht sie sich um: Eine Bank . . . nur ein wenig sitzen . . . ausruhen.

In einem Seitenweg, ganz vorn, steht eine Bank. „Oskar! Oskar!“ ruft die Dame. Der Herr, der den Hut in der Hand trägt, sieht sich um. Sie ist ganz außer Athem und weist wortlos mit dem Sonnenschirm nach der Bank. Er kommt zurück. Beide gehen nach dem Ruheplatz. Sie bleibt stehen, als er sich setzen will, und sagt mit unglücklicher Miene: „Ach, Mann! Du bist gar nicht mehr ein bißchen zartfühlend und aufmerksam! Siehst Du denn nicht, daß die Bank ganz mit Sand bestreut ist?“ Sie schnappt nach Luft. — „Den haben gewiß wieder Rangen beim Spielen hinaufgestreut.“ Er zieht sein weißes Taschentuch und stäubt die Bank ab. Sie nimmt es ihm fort: „Ach, nicht einmal das verstehst Du! Ich soll mir wohl mein neues Seidenkleid gleich wieder verderben?“ Er setzt sich mit gleichgültigem Ausdruck und schlägt ein Bein über das andere. Sie läßt sich auch endlich nieder, wobei ihr Seidenkleid rauscht und raschelt, mit der ganzen Proppigkeit der Trägerin.

Der alte Mann mit dem Lehnfasz ist auch in den Seitenweg eingebogen. Er setzt sein Werkzeug zu Boden und läßt langsam seine steifen Glieder auf die Bank sinken. Die Frau zieht ihr Kleid an sich, trotzdem zwischen ihr und dem Alten noch ein breiter Mann ist. Den Sonnenschirm, den sie auf die Bank gelegt hatte, nimmt sie auf. Dann hebt sie ein langstieliges Vornon und sieht umher. „O, ist das schön! Wie die Reiter so vorbeifahren, daß die Erde emporstäubt! Und da drüben, auf dem Spielplatz, die Kinderchen! Ach, das ist ja zu himmlisch! Die kleinen Bälger, wie sie auf der Erde umherkrabbeln. Nicht wahr, Mann, ist das nicht reizend?“

Er steht gar nicht auf, sondern betrachtet nur die Löcher, die er mit der Fußspitze in die Erde bohrt. „Männi!“ Es klingt gereizt. „Hast Du denn gar kein Auge für die lieben Kinder? — Ach Gott ja, da muß man nur zusehen, wie die Kinder der Andern gedeihen, wie sie geherzt und gelüßt werden.“

„Ach, weißt Du, das wäre so etwas, das Gequarre! . . . Das habe ich noch nie ausstehen können. Da ist mir mein Bein und meine Zigarren lieber. An die hab' ich mich nu mal gewöhnt, seitdem ich aus dem Rabettenhaus bin . . . Das Kasinoleben . . .“ „Ja, ja . . . das Kasinoleben!“ Ihre Stimme zittert vor unterdrücktem Schmerz, während er nur etwas heftiger Löcher gräbt. Plötzlich fährt sie auf: „Aber was riecht denn hier so? . . . Psui! der Lehm!“ Sie zieht ihren Mann mit hoch und geht rauschend und entrüstet fort.

Der Alte blüdt ihr verdutzt nach. Dann sieht er an seinem schmerzigen Arbeitsmittel herunter und betrachtet das fleckenlose Seidenkleid der davongehenden Frau — und lächelt. — —

Theater.

— Der Raimund-Preis von 830 Gulden ist dem früheren Direktor des Burg-Theaters, Dr. Burdhard für sein im Raimund-Theater aufgeführtes Wiener Volksstück „s Kathari“ zugesprochen worden. Dieser Preis ist für das beste im Laufe von zwei Jahren im Wiener Raimund-Theater aufgeführte volksthümliche und zugkräftige Werk ausgelegt. —

Aus dem Thierleben.

— Orpheus im Zoologischen Garten. Unter dieser Ueberschrift bringt die „Quarterly Review“ einen Artikel, in dem die Wirkung der Musik auf die verschiedenen wilden Thiere geschildert wird. Man hatte das Experiment mit einer Violine, einer Flöte und einer kleinen Pfeife angestellt. Die Violine gefiel ausnahmslos allen Thieren. Alle reckten sie den Kopf laufend nach der Richtung des Tones; der Löwe wedelte mit dem Schweif, die Löwin rannte geschäftig nach vorn und suchte ihren Gatten von dem Gitter zu verdrängen; der Esbär ging bedächtig auf den Hintertagen auf und nieder und brummte vergnügt, die Schlangen waren gar wie besaubert, richteten sich hoch auf und schwenkten den Kopf im Takt, wobei

sie mit der gespaltenen Zunge in den Rachen spielten; selbst der Tiger horchte unbeweglich und gespannt, eine Tasse in der Luft. Dagegen verlor der Ton der Pfeife die Bestien in helle Wuth. Der Elefant wendete sich um und stampfte entriestet dabon; der Vogel Strauß sträubte die Federn und rannte zornig auf und nieder, der Tiger peitschte den Boden wüthend mit dem Schweif und raste im Stütz hin und her, und die Schlangen wanden sich wie unter physischen Schmerzen. Doch der Ton der Flöte beruhigte die Gemüther sofort. Völlig unempfindlich gegen die Musik erwiesen sich nur die Kobben, die Tarantel und die Riesenschlange. Alle andern zeigten sich äußerst empfänglich und verlegt durch falsche Töne. Der Wolf nahm sogar, weil eine Saite riß, den Schweif angstvoll zwischen die Beine und sloh fauchend mit gestäubtem Haar in die äußerste Ecke des Käfigs. —

Hydrographisches.

ie. Wie die Flüsse ihr Wasser selbst reinigen, hat der Schweizer Hydrograph Forel in mehreren Fällen sowohl an der Ober bei Stettin wie bei einigen russischen Flüssen nachgewiesen. Leider ist diese Selbstreinigung nicht so gründlich, um das Wasser der Flüsse immer von neuem kristallklar zu erhalten, dennoch ist dieser Vorgang von höchster Bedeutung, und man kann sagen, daß es an vielen Stellen ohne ihn keinen einzigen Fisch im Flußwasser geben würde. Wenn man das Wasser in einem großen Flußhafen z. B. in Stettin oder bei Swinemünde genau betrachtet, so sieht man es bedeckt von einer trüben Schicht, die aus allerhand fetten Stoffen, besonders aus Petroleum besteht und eine große Menge von aller Art Schmutz enthält. Besonders auffallend ist diese Erscheinung in Flüssen wie in der Moskwa und der Wolga, wo die meisten auf dem Wasser verkehrenden Dampfschiffe mit Petroleum geheizt werden. Man sollte man glauben, daß diese Schicht das Wasser dauernd bedeckt, das ist aber nicht der Fall, vielmehr sieht man dieselbe vielfach unterbrochen von Stellen klaren Wassers, die durch ihr Aussehen und durch die vom Winde erzeugten kleinen Wellen deutlich zu unterscheiden sind und allmählig immer größer werden. Verfolgt man einen mit solcher Fettschicht bedeckten Fluß abwärts, so verschwindet dieselbe allmählig immer mehr. Die Moskwa z. B. ist 50 Kilometer unterhalb Moskau und die Wolga 400 Kilometer unterhalb des großen Hafens von Nischnij-Nowgorod wieder so rein wie oberhalb dieser Häfen. Woher kommt nun diese Reinigung? Nach den Beobachtungen Forels ist sie eine Folge der dauernden Brechung des Wassers an den Ufern und an den Inseln und sandigen Untiefen, die etwa aus dem Wasser hervorragen. Hier wird das Wasser immer aufs neue in kleinen Wellen angetrieben, und die Fettschicht bleibt am Sande, an der Erde, an Wurzeln zc. als ein feißiger Schaum hängen, der ein Spiel des Windes wird. Solchen Schaum kann man sehr häufig an den Ufern verkehrsreicher Binnengewässer sehen. Würden solche Wasserläufe, Seen und Häfen, wo sich viel Schmutz ansammelt, nicht auf diese Weise ihr Wasser selbst reinigen, so würden die Fische wahrscheinlich bald daraus verschwinden, weil die zähe Fettschicht die Zufuhr frischer Luft zum Wasser verhindern würde, deren die Fische zum Leben bedürfen. —

Technisches.

gr. Fabrikation von Kunstholz aus Torf. Auf ein Verfahren zur Erzeugung von Kunstholz aus Torf hat ein Fabrikant in Broich bei Mülheim ein Patent genommen. Nach diesem wird roher Torf jeder Art ausgelaugt bezw. entäuert und zwar so lange, bis Lachmuspapier keine Röthung mehr zeigt. Dann wird der ausgelaugte Torf vollständig zerfäbert, so daß eine faserige Krause und eine mehligte Masse entsteht. Hierauf wird das Gemenge beider Massen solange hin- und herbewegt oder geschüttelt, bis sich eine filzige, in den Zwischenräumen Torfmehl enthaltende feuchte Masse gebildet hat. Diese feuchte Masse läßt man nun antrocknen und vermischt sie darauf zur Ausfüllung der Poren mit in Wasser aufgelöstem Gips. Alsdann wird dieses Gemisch in geeigneter Formen gebracht und einem hohen hydraulischen Druck ausgegesetzt. In den Formen bleibt die Masse etwa eine Stunde unter dem hohen Druck stehen, bis alles überschüssige Wasser entfernt ist. Nachdem kein Wasser mehr abläuft, wird die Masse aus den Formen genommen und in einer Trockenkammer durch einen mittels Ventilatoren erzeugten, ununterbrochenen kalten Luftstrom getrocknet. Durch die starke Pressung und die vorherige Tränkung mit Gipswasser, durch dessen Gipsgehalt die Poren verstopft wurden, sind die hygroskopischen Eigenschaften der Masse fast aufgehoben. Zur Voricht wird die Masse nach dem Trocknen noch geölt oder mit einer Lösung von Harz in Spiritus angestrichen. Als ein geeignetes Mischungsverhältnis hat sich folgendes erwiesen: 2 Volumtheile Gips, 10—12 Volumtheile Wasser, 6 bis 8 Volumtheile Torf. Damit der Gips bei der Fabrikation im Großen, wobei die Masse längere Zeit zur Verarbeitung braucht, nicht so schnell bindet, setzt man zu diesen Bestandtheilen noch ein wenig Leim hinzu. Das nach diesem Verfahren hergestellte Kunstholz soll widerstandsfähig gegen Hitze, Kälte und Druck sein und jeder mechanischen Bearbeitung unterzogen werden können. —

Humoristisches.

— Unerwarteter Erfolg. Ein lustiges Intermezzo ereignete sich am vergangenen Sonntag in einer stark besuchten Kirche im vornehmsten Viertel Londons. Die Gemeinde lauschte den

Worten eines beliebigen Kanzelredners. Mitten in seiner Rede machte der Prediger plötzlich eine lange Pause. Von seinem erhöhten Standpunkt aus konnte er einen großen Theil seiner Zuhörer übersehen, und da war denn sein Auge unvermuthet von einem merkwürdigen Anblick gefesselt worden. In der Tiefe einer der altmodisch hohen Bänke saßen eng aneinander geschniegt ein Jüngling und ein Mädchen. Sie drückten sich innig die Hände und gaben sich auch noch anderen Zärtlichkeiten hin, die selbst die in der Bibel enthaltene Ermahnung „Liebet euch unter einander“ nicht gerade zur Bedingung machen dürfte. In dem Gesicht des peinlich überraschten Pastors malte sich deutlich die Enttäuschung, die er empfand, und ehe er in seiner Rede fortfuhr, setzte er die verwunderte Gemeinde davon in Kenntniß, daß „zwei jugendliche Personen beiderlei Geschlechtes sich eines Betragens schuldig machten, das in hohem Maße unschädlich wäre, und falls diese Sünder es nicht vorzögen, nach Schluß des Gottesdienstes in die Sakristei zu kommen, um persönlich das Bekenntniß ihrer Neue abzugeben, würden ihre Namen am nächsten Sonntag vor der ganzen Versammlung genannt werden“. Das Resultat dieser furchtbaren Drohung war eine überaus ergößliche Szene. Als der Pastor nach Schluß der Andacht in die Sakristei kam, erwarteten ihn — zehn Pärchen, um reumüthig das Donnerwetter über sich ergehen zu lassen. —

— Keine Regel ohne Ausnahme. 1. Reisender: „Sagen Sie mir, was ein Mensch liebt, und ich will Ihnen sagen, was ein Mensch ist.“ — 2. Reisender: „Das trifft nicht immer zu. Sehen Sie, meine Frau z. B. liebt beständig das Kochbuch.“ — 1. Reisender: „Nun?“ — 2. Reisender: „Und ist nichts weniger als eine Köchin.“ —

Vermischtes vom Tage.

— Der Schützenvorstand der Gilde in Wittlingen, einem kleinen Städtchen in der Lüneburger Heide, macht bekannt, daß während des Schützenfestes „Dienstboten, welche weder Bürgerfähne noch Birgertöchter sind, das Tanzen an diesen Tagen nicht gestattet ist“ —

y. Bei den zahlreichen Holzauktionen im Harz werden für Bau- und Industrieholz jetzt 30—40 pCt. höhere Preise als früher bezahlt. —

— Die Maschinenfabrik Nagel u. Caemp in Hamburg ist gänzlich niedergebrannt. —

— Einer der Teilnehmer an der Ransen'schen Expedition, der Maschinist Lars Pettersen, ist Sonnabend Nacht im Hamburger Hafen ertrunken. —

— In Breslau ist am Dienstag die 50. deutsche Lehrerversammlung zusammengetreten. 3500 Lehrer aus Deutschland und Oesterreich nehmen daran theil. —

— In der Nähe der Station Silucka entgleiste ein Personenzug Prag-Wien. 4 Passagiere wurden verwundet. —

— Ein etwa 3 Wochen alter Hase mit acht Füßen, drei Ohren und zwei Schwänzen wurde in Stonning (Niederösterreich) aufgefunden. —

— Gleich ein halbes Duzend öffentlicher Denkmäler sind für Wien in nächster Zeit in Sicht: Helmer's Goethe, Tilgner's Mozart, Vogl's Raimund, die für Canon und Brahms projectirten Denkmäler, dazu ein Erzherzog. Berlin ist aber doch „über“. Und was das für eine Vertheilung ist: fünf Zivilisten und ein Militär! —

— In eine Dynamitfabrik bei Peggau schlug, wie aus Graz gemeldet wird, der Blitz. Eine Hütte flog in die Luft, wobei ein Arbeiter getödtet und zwei verwundet wurden. —

— In der Ortschaft Orlo (Ungarn) sind 34 Häuser und 38 Nebengebäude abgebrannt. —

— Völlig entkräftet infolge von andauernden Entbehrungen stürzte einer der begabtesten Schüler der Kunstlerhsule zu Budapest plötzlich im Lehrsaal zusammen und starb. —

— In der Gemeinde Bezania bei Semlin führte ein Lehrer Knaben zum Baden in einen Teich, ohne die Tiefe zu prüfen. Mehrere Knaben sanken unter, vier ertranken. —

— Infolge eines Wollenbruches ist der Fahrdrann zwischen Birot und Zaribrod (Serbien) in einer Ausdehnung von 600 Metern eingestürzt. Der Verkehr ist unterbrochen. Ein Zug, der zur Ueberrahme der Reisenden entandt wurde, stieß bei Nalja mit einem Güterzuge zusammen. Drei Beamte erlitten dabei Verletzungen. —

— In Antwerpen sank infolge Zusammenstoßes mit einem anderen Schiffe der Dampfer „Medusa“. Ein Arzt und zwei Matrosen sind ertrunken. —

— Auf der Gotthardbahn wurden am Montag in der Nähe des Bahnhofes Luzern Streckenarbeiter, die vor einem heranziehenden Zuge auf das benachbarte Geleise übergetreten waren, auf diesem von einem Sonderzuge überfahren. Vier Arbeiter waren sofort todt, drei wurden schwer verletzt. —

— Auf den Schweizer Eisenbahnen sollen vom 1. Juni ab General-Abonnements eingeführt werden, mit einer Gültigkeitsdauer von 15 oder 30 Tagen, 3, 6 oder 12 Monaten. Für 30 Tage beträgt der Preis dritter Klasse 30 Franken. Für dieses Geld kann man die Schweiz einen Monat lang, nach allen Richtungen hin, jede Strecke so oft man will, befahren. —